

Unterhaltungsblatt des Vorwärts

Nr. 182.

Donnerstag, den 18. September.

1913

42]

Ein Mann.

Von Camille Lemonnier.

(Schluß.)

Er ließ sich auf einen von hohen Gräsern überwucherten Maulwurfsbügel fallen. Er war mit seinen Kräften zu Ende; keinen Schritt konnte er weiter. Seine Wunde, durch den raschen Lauf gereizt, brannte wie eine Verätzung. Die Kugel mußte das Schlüsselbein zerschmettert und sich in der Nähe des Halsmuskels ins Gewebe gebohrt haben.

Da das Blut noch immer floß, befahl er der Kleinen sein Wams mit dem Messer aufzuschlitzen. Sie gehorchte. Hierauf zerfetzte er den Stoff mit den Zähnen und gebot der Kleinen, die Lappen in einer unweit aus dem Boden sprudelnden Quelle anzufeuchten. So stillte die Kleine, zwischen dem Verwundeten und der Quelle hin und wieder eilend, langsam die Blutung, bis er entschlummerte.

Der Morgen sank auf den Wald herab.

Sie hatte sich zwei Schritte von ihm ins Gras geworfen. Ihre braunen Augen jagen sich gierig an den Rundungen seiner Schultern fest. Die herrliche Gestalt des Mannes begann sie nach und nach in Unruhe zu versehen. Heiße Wellen jagten durch ihre Adern, über ihre Lippen lief ein Beben. Da richtete er sich jählings empor und begehrte zu trinken. Seine Gesten waren ein wenig irre, er öffnete und schloß ein paarmal in rascher Aufeinanderfolge die Lider, wie bemüht, mit aller Gewalt einen Gedanken zu fassen. Und seinen Lippen entstrangen sich verzweifelte Schmerzenslaute, Nechzen, einzelne Worte, das schauerliche Gebrüll eines gefolterten Menschen.

In ihren fest zusammengepreßten Händchen brachte ihm die Kleine Wasser. Einen Moment tat ihm die Kühlung wohl, aber fast augenblicklich begann er sie wieder zu rufen, und immer wieder um Wasser zu flehen, bis seine heifere Stimme in Nechzen überging. Unermüdlieh lief sie zur Quelle und preßte ihm ihre feuchten Finger an die Lippen. In den Pausen stellte sie sich mit verchränkten Armen vor ihm auf oder kauerte sich auf den Boden, die Finger in ihrem krausen Gelock vergraben.

Die Schulter schwell an. Das Fleisch rings um das klaffende Loch war zu einem violetten Wulst aufgequollen. Die Strahlen der Mittagssonne fielen wie ein Feuerregen auf diese schmerzhafteste Stelle hernieder. Da ließ er sich an ein schattiges Bläschen schleppen, bei jeder Erschütterung aufbrüllend vor Schmerz, obwohl die Kleine ihn sehr behutsam zog. Als er endlich die Kühlung der Blätter auf seiner entzündeten Wunde fühlte, ergriff er ihre Hand und sah sie warm und innig an:

„Wer hätte geglaubt, Keine, daß Du in meiner letzten Stunde bei mir sein wirst? Ach! O weh! Ich sterb', ich fühl' es, es geht zu Ende mit mir. Du mußt der alten Käsin erzählen, was die Gendarmen mir angetan haben, und sie soll es den anderen erzählen. Ach! O weh! Und auch im Nachhof erzähle es, bring' meinem Schatz meinen letzten Gruß. Heiliger Himmel! Ach! sage ihr . . .“

Die unbarmherzige Sonne wanderte unentwegt ihre Bahn über den Himmelsbogen, das Erdreich zermühelnd und das Laub schwarz wie die Verzweiflung färbend. Die Dornen in den Büschen knisterten, die schwanfenden Sträucher neigten ihr Haupt, und Folterqualen stiegen vom Boden zu dem liegenden Manne empor.

Cachaprés stöhnte unter der Wucht der Feuerbrände, die seine Wunde wie ein gefährliches Tier zermühelten. Er fühlte sein Fleisch bei lebendigem Leibe in die allgemeine Verwesung übergehen. Ein fürchterlicher Durst dörrte seinen Schlund. Die Kleine war ohne Unterlaß genötigt, zur Quelle zu laufen und Wasser zu holen; doch siderte mehr als die Hälfte des kostbaren Nasses zwischen ihren Fingern durch; da deutete er auf sein Pulverhorn. Das leerte sie aus und benützte es als Becher, den sie ihm selbst an die Lippen führte. Wie linder Balsam rieselte das Wasser in seine Kehle, ihm für eine Sekunde Erleichterung schaffend

Auf die Stunden vernichtender Blut folgten dann lindere Stunden. Langsam schienen die Schatten von den Wurzeln der Bäume emporzusteigen. Die goldenen Sonnenstäubchen sprühten in gedämpfterem Glanz, und feierlich schied die Sonne sich an, sich mit der Pracht ihres Unterganges zu schmücken. Von diesem Momente an wurden die Worte zwischen ihm und der Kleinen immer spärlicher. Sein Stöhnen, das ihm die Brust zerriß, mehrte sich, je weiter der Abend vorrückte. Und sie hielt unentwegt ihre starre Wacht, Essen und Trinken vergessend, sie, die sonst heißhungrig wie eine Wölfin war. Aber ob ihre Eingeweide sich auch bäumten und um Nahrung schrien, sie harrete mit der Treue eines Hundes bei ihm aus, ohne ihres Hungers zu achten. Der Ernst des Abends senkte sich über dieses düstere Paar.

Zuweilen fuhr er auf und flehte um den Tod.

„Die Schurken! Sie hätten mir den Rest geben sollen! Bin ich ein Heide, daß ich so unmenschlich leiden muß?“

Dann sank sein Haupt wieder bleischwer auf den Rasen zurück. In dem Wahne, von feindlichen Gestalten umringt zu sein, machte er kämpfende Bewegungen, und seine Gesten hatten noch immer etwas Schreckenerregendes. Oder er sprach Germainens Namen aus, langsam, innig, ihn wollüstig wie eine saftige Frucht einschlürfend, mit der ganzen Zärtlichkeit seines Herzens ihn wohl hundertmal wiederholend, bis er in der sanften Melancholie eines Gestammels erstarb. Dann fühlte sich die Kleine von Zorn gepackt und schmiedete in ihrem kleinen Hirn die abenteuerlichsten Rachepläne gegen jenes reiche Mädchen, das ihn hier so elend zugrunde gehen ließ.

In den unendlichen Weiten flutete jetzt eine milde Heiterkeit; der Friede, die Güte der Schöpfung selbst schienen über den majestätischen Stämmen in den Lüften zu schweben. Ein kolder Wind strich über den untersten Saum des Himmelsgewölbes und zitterte geheimnisvoll in dem Gesträuch, das ihm seine Arme sehnsüchtig entgegenstreckte.

Ein Schauer funkelnder Pünktchen rieselte über das Buschwerk hernieder; die murmelnde Quelle schluckte laut auf vor Liebe; es fröbelte und wogte hinter den finstern Gebüschen, die sich mit schimmernden Tieren belebten; brünstiges Stöhnen leuchtete ringsum; und über die hochzeitlichen Paare, die sich heimlich in ihren Falten bargen, breitete die gütige Nacht ihren funkelnden Sternenmantel aus.

Der Todeskampf währte bis zum nächsten Morgen. In seiner Raserei hatte er sich die Kleider vom Leibe gerissen; seine zottige Brust lag nackt vor ihr; und in dem dämmernden Tageslicht sah die Kleine seine fahlrote Mannheit leuchten. Dann stiegen ihre Blicke höher bis zu dem Gesichte des Bagabunden empor. Ein grimmiges Lächeln lag auf seinen Lippen und verlieh ihm den Ausdruck eines lauernnden Feindes; sein verzerrter Mund gab die Zähne frei, die beißen zu wollen schienen, und plötzlich riß er die Augen weit auf. Wohin sah er? Gewahrte er über den Gipfeln der Bäume den aufsteigenden Tag, den er so oft andröhen gesehen? Oder winkte ihm ein ewiges Morgenrot hinter jenem anderen eines Sommertages? Seine Pupillen füllten sich mit den grünen Reflexen des Laubes. Er richtete sich empor, breitete die Arme weit aus, immerdar nach dem geheimnisvollen Etwas starrend, das er allein nur sah. Und als der erste Sonnenstrahl sich hinter dem Saume der rosigen Wölkchen hervorstahl und wie ein Pfeil durch die Zweige glitt, sank sein Körper leblos zurück.

Die Äste der Bäume wiegten sich in langsam rhythmischen Schwingungen; die Vögel sangen im tiefen Sain. Und unendliches Raunen lief durch Busch und Strauch wie ein Klagegesang.

Die Kleine sah und begriff nicht.

Sie sah seine Züge erstarren und den Blick seiner weit geöffneten Augen sich in unendlichen Weiten verlieren; dann bekam sein eben noch so verzerrter Mund wieder sein früheres, natürliches Aussehen; und eine stumme, innere Heiterkeit verklärte langsam seine Stirn.

Sie wählte, daß er eingeschlafen sei, und rief ihn an; er regte sich nicht. Da strich sie mit der Hand leicht über seine Haut; schon war diese in eisener Kälte erstarrt.

Da begann sie ihn wie wütend zu rütteln. Doch sein Körper war bereits hart wie Stein und bewegte sich nur mehr wie ein steifer Klumpen. Was war ihm zugestoßen? Sie beugte sich über ihn, schlang ihre Arme um seinen Hals, und, von Liebe überwältigt, küßte sie ihn plötzlich mit ihrem fiebernden Mund.

Sie hatte schon öfter Kadaver verendeter Tiere im Walde gefunden, und alle waren von derselben Erstarrung befallen gewesen. . . .

Nicht eine einzige Träne kam ihr. Sie klammerte sich an seine ausgestreckte Gestalt, die mageren Aermchen unter seinem Haupte vergraben, und so lag sie Mund an Mund mit ihm während eines ganzen Tages, ihre stechenden Blicke in seine schon getrübbten Pupillen geböhrt und ihn wie verzückt betrachtend. Und dann begannen ihre Hände ihn zu herzen und zu liebosen. Ihr heimliches, jungfräuliches Verlangen, das sie so oft gewaltfam zurückdrängen gemußt, wenn er sie ahnungslos auf seinen Knien schaukelte, kam nun in seinem ganzen zügellosen Ungeßüm zum Ausbruch. Und erlöhnt durch die Duldsamkeit des Toten, der sie ruhig gewähren ließ, umarmte sie ihn voll wilder Leidenschaftlichkeit, ohne Grauen oder Abscheu zu fühlen.

Bei Einbruch der Nacht kam eine Wildkatze herbei, durch den Leichengeruch angelockt. Die verzagte sie mit Steinwürfen. Dann ließen sich auf einem nahen Baum ein paar krächzende Raben nieder und blickten gravitatisch wie die Richter eines Tribunals auf sie herab. Sie schrie, um sie zu verschrecken.

Sie kehrte nach der Hütte zurück, und verriet den Dues mit keinem Worte ihr so eifersüchtig gehütetes Geheimnis. Am nächsten Morgen ging sie wieder zu ihm. — —

36.

Der Sommer schloß mit milden, regenreichen Tagen ab. Eines Abends suchte Germaine die Steinbank auf, die außerhalb der Hofmauer gegenüber den Feldern stand. Die Ranken des Geißblattes reichten nun bis zum Boden hinab, die Bank in ihrer Umarmung begrabend. Germaine schmiegte sich in das dicke Blättergewirr, dessen Berührung ihre Haut mit wonnigen Schauern überrieselte.

Am Himmel ballte sich schweres Gewölke, das zeitweise den Mond verhüllte. Dann verschlang die Fluren undurchdringliche Finsternis wie eine steigende Flut. Und einzelne, heftige Windstöße brauseten durch den Wald.

Eine tödliche Angst hatte ihre Ruhe auf immerdar zerstört. Sie sah hinaus in die dunkle Nacht, die schwarz wie ihre Verzweiflung war, empor zu dem Firmament, das umflort wie ihre Seele war. Die Erinnerungen stürzten über sie herein. Das war dieselbe Bank, auf der sie das Schneiden der Liebe kennen gelernt, als eines Abends der Duft des blühenden Geißblattstrauches ihre Adern mit Wollust durchtränkte und der Nachtwind wie eine lüsterne Hand ihr schon schwach gewordenes Fleisch liebkoßte. Die Blüten waren seither unter der glühenden Sonne verbrannt, die Bank war allmählich unter der steigenden Flut der Blätter untergegangen; und ihr Fleisch hatte das Zeichen des gestillten Begehrens empfangen.

Und aus dem weitgeöffneten Hofstore strömten die herben Gerüche des Düngerhaufens, wie an jenem anderen Tage, da mitten unter dem Brande der glühenden Mittagsonne ihre Schamhaftigkeit vernichtet worden war. Was war alles seit jenem Tage geschehen! Ungeßümte Leidenschaft, zur Gleichgültigkeit führende Ernüchterung, die immer seltener werdenden Schäferstunden und schließlich jene Schreckensnacht, die Schüsse, Cachaprés unter ihrem Fenster verwundet und zehn Tage später in einem Gestrüpp tot aufgefunden! Nun lasteten all diese Erinnerungen mit dem bleiernen Druck qualender Reue auf ihr.

Bittere Tränen stürzten ihr aus den Augen, und sehned breitete sie ihre Arme aus, als wollte auch sie in die Unendlichkeit des Todes und der Vergessenheit untertauchen.

In diesem Augenblicke begann das Geschöpf, das der Mann in ihren Schoß gepflanzt, sich zu regen; und in düsterer Verzweiflung gedachte sie jenes anderen Abends, da die Wehelaute der freiziehenden Kuh die Stille des Hofes zerrissen und weithin durch die wogenden Schatten der Nacht sich über die friedlichen Gelände verbreitet hatten.

Radium gegen Krebs.

Weitere Erfahrungen.

Da die Bestrebungen, die strahlenden Elemente zur Bekämpfung von Krebs auszunutzen, jetzt weite Kreise ergriffen haben und zur Bewilligung großer Geldmittel durch staatliche und städtische Behörden führen, ist es wünschenswert, möglichst viele Erfahrungen über die Erfolge dieser Behandlung zu sammeln. In Ergänzung der Berichte, die aus den größten europäischen Haupt- und Universitätsstädten erstattet worden sind, hat nunmehr Dr. Robert Abbe als Leiter des größten Krankenhauses in New York die Ergebnisse der dort mit Radium ausgeführten Versuche im Lancet veröffentlicht. Es ist erfreulich, daß auch aus dieser zweitgrößten Stadt der Erde, wo ein besonderes reichliches Material an Beobachtungen vorliegt, die Aussicht im ganzen recht hoffnungsvoll lautet. Professor Abbe faßt die Erfolge am Schluß seiner ausführlichen Abhandlung zusammen.

Als sicher festgestellt bezeichnet er zuerst die Rückbildung bösartiger Zellen unter dem Einfluß der Gammastrahlen bei richtiger Dosierung. Zweitens wird die überaus wichtige Tatsache betont, daß eine nützliche Wirkung des Radiums nur bei Anwendung einer genügend großen Menge zu erwarten ist, während kleinere Dosen umgekehrt auf die Wucherungen anreizend wirken. Die Gammastrahlen, die wegen ihres tiefen Eindringens vorzugsweise in Betracht kommen, werden dadurch eingesetzt, daß die Alpha- und Betastrahlen zuvor durch Bleifilter beseitigt werden. Diese eigenartige Filterierung der Strahlen nimmt eine ziemlich lange Zeit in Anspruch, jedoch sind Mittel zur Milderung dieses Nebelstandes gefunden worden. Besondere Hervorhebung verdient noch die Erfahrung, daß die beste Wirkung erzielt wird, indem man entweder mehrere Radiumkörper ein Kreuzfeuer auf die erkrankte Stelle richten läßt oder ein einziges größeres Stück mit einem gewissen Spielraum hin und her bewegt. Glücklicherweise besitzt das gesunde Gewebe eine viel größere Widerstandsfähigkeit gegen die Gammastrahlen als das kranke, so daß beispielsweise am Kehlkopf die bösartigen Geschwülste zum Stillstand und zum Zerfall gebracht werden können, ohne daß die gesunden Teile angegriffen werden.

Dr. Abbe befand sich für seine Versuche in einer besonders günstigen Lage, weil er eine verhältnismäßig sehr große Menge Radium zur Verfügung hatte. Schon vor 10 Jahren hatte er 150 Milligramm von stärkstem Radiumbariumchlorid von Frau Curie selbst gekauft, später noch 250 Milligramm von reinem Radiumbromid französischer und deutscher Herkunft. Nicht weniger als 750 Kranke hat Abbe mit Radium behandelt, darunter 250 Fälle von Hautkrebs, 180 Karzinome der Zunge, des Schlundes, der Speiseröhre, des Mastdarms und der Gebärmutter, der Brust usw., 50 Sarkome der Haut, der Ohrspeicheldrüse, der Knochen u. a., dazu Kropfgeschwülste, Tumoren der Leber, des Brustfells, ungerednet die kleineren Nebel der Warzen, Papillome und dergleichen. Mißerfolge waren begreiflicherweise zahlreich, aber der Arzt glaubt versichern zu können, daß sie nur durch Anwendung unrichtiger Radiummengen, durch ungenügende Zeit der Anwendung oder durch Irrtümer in der Auswahl der geeigneten Strahlenart bedingt gewesen sind. Nur beiläufig erwähnt Abbe, daß das Radium gegen gewöhnliche Warzen an jeder beliebigen Stelle des Körpers ein geradezu unschlaßbares Mittel darstellt, auch wenn sie noch so alt und scheinbar schwer zu erreichen waren, wie etwa unter den Fingernägeln oder die Papillome auf den Stimmbändern. Von acht Fällen der letzteren Art, bei denen die Wucherungen im Kehlkopf eine große Ausdehnung gewonnen hatten, war einer nicht weniger als 47 Jahre alt und jährlich zweimal operiert worden, um dem Kranken auch nur das Atmen zu ermöglichen. Eine einzige Radiumsitzung beseitigte von dieser Geschwulst so viel, daß die Atmung völlig frei und eine Operation erst drei Jahre später nötig wurde.

Als glänzendsten Beweis für den Wert der Radiumbehandlung schildert Abbe den Fall eines jungen Mädchens, die mit 17 Jahren ihre schöne Singstimme eingebüßt und bald darauf auch die Fähigkeit der Sprache überhaupt verloren hatte. Ein Spezialist hatte eine kleine Geschwulst auf dem linken Stimmband gefunden und entfernt. Sie kehrte aber schnell wieder, und sieben Wochen später mußte bereits eine viel größere Masse beseitigt werden. Auch diese Operation half nur ganz vorübergehend, und bald darauf hatte sich ein Papillom über beide Stimmbänder ausgebreitet, so daß die Atmung bereits erschwert wurde. Ihr Arzt verzweifelte nun selbst an seiner Kunst, und schickte sie zur Radiumbehandlung. Diese geschah in der Weise, daß eine kleine Glaszafel in einem dünnen Zelluloidröhrchen mit einem Inhalt von 100 Milligramm stärksten Radiums eine halbe Stunde lang zwischen die beiden Stimmbänder gelegt wurde. Nach zwei Monaten war die Geschwulst ganz verschwunden, die Sprache wieder völlig klar. Nach weiteren zwei Monaten war auch die Singstimme derart wieder hergestellt, daß sie einer großen Zuhörerzahl zu genügen vermochte. Nunmehr sind mehr als zwei Jahre vergangen, ohne daß sich die geringste Verschlechterung der Stimmbänder oder der Stimme selbst gezeigt hätte. Sind diese Geschwülste auch nur in seltenen Fällen zu den bösartigen zu rechnen, so können sie doch von den schwersten Folgen für das Allgemeinbefinden und das Berufsleben sein, und deshalb kann ihre scheinbar sichere Heilung durch das Radium kaum überschätzt werden.

Abbe gibt weiterhin Beweise dafür, daß auch die echten Hautkrebs (Epitheliome) der Radiumbehandlung fast stets zugänglich sind, wenn genügend große Mengen des strahlenden Stoffs verwandt werden. Diese Hautkrebs können lebensgefährlich werden, wenn sie z. B. am Augenlid auftreten, dann auf die Augenhöhle und weiter auf das Gehirn übergreifen. Der Chirurg kann dieser Gefahr nur durch Herausnahme des ganzen Auges vorbeugen und hat auch damit nur selten einen dauernden Erfolg. Eine rechtzeitige und richtige Behandlung mit Radium dagegen scheint immer zur Heilung zu führen. Als Beispiel dafür, daß solche Hoffnungen durchaus nicht auf den Hautkrebs beschränkt sind, wird ein Fall angeführt, der verzweifelt genug aussah. Es handelte sich um eine Geschwulst von der Größe eines halben Hühneries, die an der Nadenwurzel saß und so fest an die Halsschlagader angewachsen war, daß ihre völlige Entfernung mit dem Messer unmöglich wurde. Der Chirurg mußte infolgedessen einen Rest der Geschwulst übrig lassen. Unmittelbar nach der Operation wurde nun 8 Stunden lang eine starke Bestrahlung ausgeführt, und seitdem ist der Kranke schon 4 Jahre lang gesund geblieben. Dies Ergebnis ist um so merkwürdiger, als einmal die Krebsige Natur des Leidens durch das Mikroskop unzweifelhaft festgestellt worden war, und da zweitens der Rest der Geschwulst mit dem Finger immer noch gefühlt werden konnte, aber keine Beschwerden mehr verursachte.

Es hat also den Anschein, als ob die Gammastrahlen die Fähigkeit haben, die gefährlichen Eigenschaften der Krebszellen gleichsam auszulöschen. Die Radiumbehandlung als Unterstützung und Vollendung der Operation erhält eine um so größere Bedeutung, als das Leben vieler Kranken durch eine tiefgreifende Operation an sich bereits bedroht wird. Ist also auf das Messer nicht Verzicht zu leisten, so kann es doch in viel milderem Umfang gebraucht werden, ohne daß eine Heilung dadurch vereitelt wird. Namentlich werden die Chirurgie und die Radiumbehandlung immer dann zusammen arbeiten, wenn die Masse der Geschwülste zu groß ist, um eine genügend kräftige Wirkung der Strahlen bis in die nötige Tiefe hinein zu gestatten. Immerhin wird es viele Fälle namentlich von Brustkrebs geben, die den Strahlen ohne jede Operation zugänglich sind. Bei anderen dagegen wird wenigstens ein Einschnitt nötig sein, um die Radiumröhre nahe genug an die Wucherung heranzubringen. Auf eine dauernde Heilung wird freilich nicht immer zu rechnen sein, aber auf eine Verlängerung des Lebens für eine ganze Reihe von Jahren.

Außerdem hofft Dr. Abbe mit vollem Recht, daß die noch junge Radiumbehandlung durch technische Verbesserungen von Jahr zu Jahr größeren Erfolg bringen werde. Das ist insbesondere auch für die gefährlichsten Krebs der Zunge, der Speiseröhre, des Magens, des Mastdarms und der Gebärmutter zu erhoffen. Eine starke Radiumbehandlung führt schon jetzt beim Krebs der Zunge und der Speiseröhre meist auch in vorgeschrittenem Zustand des Leidens eine schnelle und deutliche Besserung herbei, aber eine jahrelange Heilung ist nur ganz ausnahmsweise gelungen. Beim Darmkrebs winkt bereits eine günstige Aussicht, und jedenfalls ist schon die Erleichterung der Beschwerden hoch zu veranschlagen, ebenso beim Gebärmutterkrebs. So ist auch dieser Verzicht voll von Tatsachen, die den Gammastrahlen des Radiums die Eigenschaft von Hoffnungsstrahlen geben, die ein besonders düsteres Gebiet menschlicher Leiden zu erhellen berufen sind.

Ein Menschenschicksal.

Von J. P. Brochmann.

Ueber die dichten Häuserreihen der Kleinen Brunnenstraße senkte sich langsam der Abend hernieder. Hier, wo die Sonne täglich nur einen kurzen Besuch machte, gerade als ob sie sich scheute, in all das Glend der Großstadt hineinzusehen, wurde es früher dunkel, als in den breiten, lichten Boulevards, die zudem noch durch Hunderte von glühenden Vogenlampen künstlich erleuchtet wurden, während die schmalen, schmutzigen Seitengassen in all ihrer Trostlosigkeit im Dunkel dahinschliefen. Nur hier und da schimmerte ein kleiner grauer Stern am dunklen Himmel, gerade so wie das weißliche Auge in einem Negeranflug.

Unten am Ende der Gasse wechselten Licht und Schatten schnell miteinander. Aus der Kellerkneipe herauf wälzte sich eine dicke lichtgraue Nebelwelle über die Pflastersteine, die dadurch aufleuchteten, und eine Wasserpfütze in der Straßennrinne erglänzte wie Silber.

Aber hinter dem Minsstein war alles dunkel. Hier gähnte eine grauschwarze Tieröffnung, ein häßliches viereckiges Loch, in einer geborstenen, grundlosen Mauer. Ein muffiger Geruch, eine erstidende Luft strömte heraus.

In diesem Loche stand eine weißgelleidete Gestalt, die sich mit irgend etwas beschäftigte. Es war ein Weib mit großem, fettem Gesicht, das aussah, wie ein kleiner, schlecht gefüllter Mehlsack. Das Gesicht war grauweiß, unförmlich, mit herunterhängenden Fleischklumpen. Und dieses mehlsackartige Gesicht saß auf einem größeren Mehlsack, einem gewaltigen, runden Körper in einem hellen Kleide.

„Geh' in großem Bogen um sie herum!“ war mein erster Gedanke. „Sie kann sich über dich wälzen, dir dein Geld stehlen — dich treten, schlagen mit ihren dicken, flebrigen Fäusten!“ Und schon watschelte sie langsam und schwer vorwärts, herunter auf die Gasse.

Doch das Schreckbild von einem Weibe saß in Wirklichkeit ganz anders aus! Ganz ruhig begrüßte sie mich, frug, warum ich draußen stehen bliebe und ob ich nicht zu ihr kommen wolle.

Die Stimme war ganz unvereinbar mit den freundlichen Worten. Sie erinnerte mich an die Stimme eines Seemanns, der in kalter Winternacht sein Schiff gegen die hereinbrechenden Wogen verteidigen mußte. Und nun versuchte sich diese Stimme einzuschmeicheln und klang dabei so demütig, wie eines armen Bettlers Bitte.

„O, laß uns plaudern zusammen“, bettelte sie. Dabei ging sie zwei Schritte vorwärts und trat aus dem Schatten in die aus dem Kellerhals strömende Lichtwelle. Da stand sie nur, mehlgrau und eifrig gestikulierend. Gesicht und Hände ließen alle die Qualen der Geldsorgen erkennen. Die Niesenschatten ihrer Hände fuhrten hin und her über das beleuchtete Gassenende hinter ihr. Sie sperrte die großen weißen Augen weit auf und ich sah durch diese Gucklöcher in eine Grabkammer.

Auf einmal wurde der Mehlsack tot und knixte. Aber es waren einige wunderliche und späßige Zappelereien, welche das Weib machte. Des ganzen schweren Körpers gewaltige Masse hob und senkte sich wie die Wogen am Meeresstrand.

Und als ich gehen wollte, lachte sie hell auf — ein entsetzliches Lachen! Grobe und zarte Töne schlugen mir nach, kalte, wilde Laute waren es, ausgestoßen von einer leeren, eiskalten Brust.

Und dieses schreckliche Lachen lockte mich! Ich blieb bei ihr. Wir krochen beide hinein in den dunklen Gang und redeten vernünftig.

Ueber was wir sprachen?! — —

Natürlich begannen wir mit der Wirtspesulation! Sie hatte nur für 14,50 M. Kleider in dem Leihhaus. Mit der großen breiten Hand unter dem Kinn, gerade als ob sie den schweren Kopf stützen mußte, begann sie alle ihre Habseligkeiten, die sie einmal besessen hatte, aufzuzählen: ein grauwollenes Kleid, ganz neu, ein Paar gelbe Stiefel, Wäsche, einen Hut, und alles das war verlegt. Sie schwebte ordentlich in dem Gedanken an diese Schätze, die Erinnerungen weckten an bessere Zeiten, an frohe Tage mit Geld in der Tasche.

Plötzlich hielt sie inne und horchte. Auf der Gasse hörte man das Klappern schwerer Holzschuhe. Sie kannte den Trit. Augenblicklich ging sie hinaus, kam jedoch bald darauf ganz atemlos zurück. Sie hatte sich geirrt.

„Und die alte Bettel hat heute auch noch kein Geld bekommen!“ sprach sie nach einer Pause weiter. „Vier Mark soll sie haben für dieses kleine, schmutzige Loch! Vier Mark pro Tag — ist das nicht ungeheuerlich?!“ Und dabei kratzte sie sich bedenklich in ihrem grauen Haar.

„In's Armenhaus will man trotzdem nicht gerne, nachdem man hier durchgekommen ist so'n 25 Jahre lang.“ . . .

Das Armenhaus stand drohend vor ihr, und sie ließ die dicke, graurote Unterlippe schlaff herunterhängen. Dahinter sah man den schwazer Mund mit den abgefaulten Zahnstummeln. Aller Mut war von ihr gewichen, sie stand da gänzlich in sich zusammengeunken. Plötzlich richtete sie sich auf, erfaßt von einem Drang, ihr Lebensschicksal völlig vor mir zu enthüllen.

Unvermittelt begann sie: „So ein Schlag in den Nacken tut niederträchtig weh“, jammerte sie. „Hier sehen Sie! — — Nein, zünd' erst ein Streichholz an — Sie soll'n mal eine Weule sehen! Gerade in den Nacken hat mich mein Verlobter heute morgen geschlagen.“ —

Wir gingen weiter hinein in den stinkenden, stockfinsternen Gang. Sie zündete ein Streichholz an, und unsere Schatten flatterten an einer schwarzen Mauer und über eine alte Holzstiege.

„Sieh' — fühl'!“ sagte sie, und dabei beugte sie den mächtigen Kopf und senkte hohl wie ein abgeradertes Pferd. — „Sieh' hier!“ begann sie wieder, indem sie sich das Haar zur Seite kratzte mit ihren breiten, schwarzgeränderten Fingernägeln.

Und es stimmte! Eine große, blutunterlaufene Weule, umgeben von dünnem grauen Haar, hob sich hervor von der dunklen ungewaschenen Kopfhaut. —

Das Streichholz verlöschte, und die schwarze Finsternis schlug wieder über uns zusammen.

„Er schlägt sonst nicht oft, aber hin und wieder doch einmal!“ — Und sie zog, während sie das sagte, ihre breiten Schultern in die Höhe, und der ganze Oberkörper bebte unter dem dünnen Kleide. Nach einigen Minuten begann sie wieder zu erzählen. Zunächst gab er ihr ein paar Ohrfeigen — es geschah drinnen in der neben dem Gange liegenden Stube. Doch diese Ohrfeigen klatschten nur — sie taten weiter nicht weh. Sie lachte darüber, und da wurde er wütend. Er packte sie an der Kehle, drehte ihren Kopf nach der Seite und sie lachte nicht mehr. O nein, die Schläge fielen so schwer und hart, und es schmerzte sie so, als ob er ihr ein glühendes Eisen mit einem Hammer in den Nacken schlage.

„Ja, ja!“ — — Und sie zog wieder die Schultern und zitterte. Aber was konnte es nützen, darüber viel zu reden! Prügel hatte sie ja immer bekommen, ihr ganzes Leben lang! Es regnete Prügel für sie, ihr Leben war ein wahres Spießrutenlaufen!

Als Mädchen von sieben Jahren stahl sie eines Abends vier Groschen, die ihr Vater in der Schublade versteckt hatte, und wofür er Branntwein kaufen wollte. Aber Marie hatte Hunger und wollte Essen dafür kaufen. Also nahm sie das Geld. —

Das alte Mädchen schwieg plötzlich. Sie sah sich im Geiste, wie sie als kleines, allezeit hungriges Kind in voller Angst die

morsche Treppe des Hinterhauses in der Adelgasse hinunterstürzte, die vier Groschen zwischen den dünnen, verfrornen Fingern eingeklemmt. Verstoßen trippelte sie in die naheliegende Hölerbude und verlangte „Gehacktes“ für diese vier Groschen.

„Jawohl!“ — Der Höler und seine Frau wechselten einen viel-sagenden Blick und begingen stillschweigend einen Schurkenstreich. Marie erhielt den allerletzten Rest, welcher in einer Steinschüssel unter dem Labentische stand.

„Der ganze Mist wurde mir in Zeitungspapier eingepackt — so, nun guten Appetit! — Prrr! Das ganze Fleisch war verdorben und voller Maden! Und die beiden Schurken wußten es! War das nicht hundsgemein!“

Ihr großes, bleichfettes Gesicht verzerrte sich und die Lippen machten eine Bewegung, als ob sie nach den beiden Betrügern beißen wollte. Aber Prügel belam Marie obendrein noch von ihrem Vater. Sie schüttelte sich, gerade als ob sie diese jetzt noch spürte. Große blaue und rote Striemen blieben zurück auf dem mageren Körper. Und zuletzt fiel noch ein Platzregen von Ohrfeigen auf sie nieder, die in dem kleinen Mädchenkopf Witz und Donner erzeugten.

„Es war zum wahnsinnig werden! Aber trotzdem gab es mehr Prügel — immer mehr Prügel!“

An einem Winterabend, nachts um 12 Uhr, schlug sie ihr 20jähriger Bruder ganz erbärmlich, weil sie ihm ein Theaterbillet weggenommen hatte. Schon zweimal hatte er das Stück „Der Kalif auf Abentener“ gesehen, während sie nicht ein einzig Mal im Theater war. Und mit diesem Bilet des Bruders verschaffte sie sich die einzigen vergnügten Stunden ihrer Jugend. Nach dem Theater schlich sie sich still nach Hause, und die alte, halbverfallene Treppe hinauf, es war um 12 Uhr nachts. Aber ach, als sie in das Zimmer trat, sah der Bruder im Halbschlaf am Tisch, sie erwartend. Mit einem breiten Riemen, dessen eines Ende er um die rechte Hand gewickelt hatte, bearbeitete er sie: Kopf, Rücken, Arme, Hände, überall schlug er hin, ohne Wahl! „Spürst Du den Riemen?“ höhnte er dabei. Und als er sich müde und sie halb tot geschlagen hatte, kroch sie auf die am Boden liegenden Lumpen, die ihr als Nachtlager dienten. Sie wimmerte die ganze Nacht vor Schmerzen und am nächsten Morgen war sie krank — sehr krank! —

Später bekam sie wieder Prügel als Dienstmädchen auf dem Lande. Zuerst von der Herrschaft und den Knechten, dann von ihrem Schah. Und als sie aus dem Dienst lief, wurde sie von der Polizei ins Gefängnis geschleppt und auch dort mißhandelt. Dann kam sie ins Spital und von da nach einer bewußten Straße. Und so ging es denn 25 Jahre lang.

Das alte Mädchen rieb sich die Wunde im Nacken, sie brannte und juckte so sehr. Und ihres Lebens Zukunft stand vor ihr in trüber, sorgenvoller Perspektive. Alles war bisher Schmutz und Niedertracht — und es war keine Aussicht auf Besserung. Verpöcht war ihre ganze Jugend, verfehlt ihr ganzes Dasein! —

„Und ehe man sich versieht, wird man alt dabei,“ klagte sie still und hoffnungslos.

— — — Man ist alt geworden!

Ja, diese Worte klangen wie der schnarrende Ton der Zuchthauspforte, die sich schließt hinter einem lebenslänglich Verurteilten.

Ich ging. Aber Marie blieb. Sie trat wieder herbor in die bleiche Lichtwelle, die durch den Kellerhals heraufschimmerte. Ihr großes, wachsbleiches Gesicht, unkränzt von grauem Haar, nickte jedem Worte zu, der vorüberging. Die Falten ihres Gesichtes klemmten sich zusammen und glätteten sich, und die nassen, weißen Augen starrten trostlos in das nächtliche Dunkel.

So stand sie Stunde auf Stunde, die ganze Nacht hindurch, stets hoffend, die vier Mark Miete und den künftigen Unterhalt für den nächsten Tag doch noch erhaschen zu können. Und verzerrte sie hin und wieder die Gesichtsmuskeln zu einem Lächeln, so grinste ein unendlich trauriges soziales Drama zwischen den grauroten Lippen ihres schwarzen Mundes, ein Drama, das zu einer furchtbaren Anklage gegen unsere „göttliche Weltordnung“ sich verdichtete. — — —

Aber über ihr wölbte sich der dunkle Himmel und ein paar Sternlein bligten auf sie herab, und aus der Kellerneipe kamen die verrosteten Töne einer defekten Spielboje, die zu einem munteren Walzer aufspielten.

Kleines feuilleton.

Massenmord.

A. Wir im Norden waren ja diesmal weit vom Schuß.

B. Gottseidank ja. Das ruhige Blut ist aber nicht daran schuld. Wer weiß, ob der määmmormordende Wahnsinn nicht eines Tages auch bei uns ausbricht.

A. Sie meinen, so ein Massenmorden könnte hier auch jederzeit passieren?

B. Ja, natürlich. Hart genug dabei waren wir doch oft genug.

A. Das stimmt. Wenn man bedenkt . . .

B. Und das ist doch sicher: Wenn es einmal anfängt, dann geht es um kein Haar besser zu als da unten.

A. Glaub's wohl. Man müßte eigentlich vorbeugen, Maßregeln treffen.

B. Was soll das helfen? Man kann doch nicht alle einsperren die . . .

A. Natürlich nicht. Es sind ja sonst ganz friedfertige Leute. Bis es sie auf einmal packt. Und dann fangen sie an, wie verrückt um sich zu schreien, als wäre es das höchste auf Erden, möglichst viele Menschen umzubringen.

B. Ja, so sieht es wirklich aus.

A. Und obendrein Menschen umzubringen, die einem gar nichts getan haben! Aus blindem, sinnlosem Haß gegen die Gesamtheit.

B. Ja, es ist ungeheuerlich. Und dann muß man doch noch bedenken: all diese Leute haben Weib und Kinder.

A. Ja, daran denkt so ein Vursche gar nicht. So ein losrasendes Tier.

B. Da hilft nichts als gründliche Aufklärung in den Schulen und späterhin im Leben.

A. Der Staat müßte irgendwie einschreiten, sich ins Mittel legen.

B. Leicht gesagt. Der Staat ist doch selber . . .

A. Sie wollen dem Staat die Schuld geben? Natürlich!

B. Allerdings natürlich. Der Klassenstaat braucht diese Dinge, er fördert sie bewußt . . .

A. Erlauben Sie: Sie sind wohl nicht ganz . . . Pardon, ich weiß ja, daß Sie ein Sozi sind, aber bisher habe ich Sie doch immer als vernünftigen und ruhig denkenden Menschen geschätzt.

B. Danke. Ich war nie vernünftiger als eben jetzt.

A. Und dann behaupten Sie, der Klassenstaat sei daran schuld? Die bürgerliche Gesellschaft?

B. Noch mehr. Sie treiben es geradezu mit Absicht dahin, daß solche Katastrophen entstehen, denn Sie brauchen das gewissermaßen.

A. Na, hören Sie, da sieht man wieder, was die wüste Heze Ihrer Agitatoren selbst in den besonnensten Köpfen für Unheil anrichtet. Sie wollen für all das Gräßliche im Ernste die bürgerliche Gesellschaft verantwortlich machen?

B. Für all das Gräßliche.

A. In jedem Falle?

B. In diesem wie in jedem Falle.

A. Ich sehe wohl, Sie sind unrettbar der revolutionären Phrase verfallen. Man möchte beinahe glauben, der Wahnsinn des Massenmörders habe Sie angesteckt.

B. Danke schön. Welchen Massenmörders übrigens?

A. Na, dessen, von dem wir hier die ganze Zeit reden.

B. Wir? Wir reden allerdings vom Massenmord, aber so sehr es mich freut, von Ihnen den Ausdruck Massenmörder angewendet zu sehen, so wenig weiß ich, warum Sie nur von einem Massenmörder reden.

A. Augenblicklich ist doch der Hauptlehrer Wagner der einzige seiner Art . . .

B. Von dem reden Sie? — so! Nun versieh ich erst . . .

A. Von wem denn sonst! Wovon sprachen denn Sie?

B. Ich? Natürlich vom Krieg. Vom Balkankrieg und überhaupt.

A. Vom Krieg? Aber der hat doch mit Wahnsinn nichts zu tun. Da ist doch nichts Verrücktes bei. Der ist doch ganz logisch und gottgetvoilt.

B. Ja, natürlich. Wie konnte ich das nur vergessen!

A. So was! Wagners Massenmord mit einem Kriege zu verwechseln!

B. Nicht wahr? Wirklich verrückt! —

R. F.

Verkehrswesen.

„Telelaba“. Aus der geheiligten Seele eines österreichischen Telephonabonnenten kommt dieses mythische Wort. Es bedeutet 88.832.000 und dient als Titel einer kleinen Broschüre, die uns eine neue internationale Zahlensprache offeriert. Mit bitterem Ernst setzt der Verfasser, Prof. C. v. Birquet, die Vorzüge seiner neuen Sprache für die Biffenschrift, insbesondere im buntsprachigen Oesterreich, auseinander. Und wir glauben ihm gern, daß seine, übrigens recht volltönende und leicht zu handhabende künstliche Sprache viele theoretischen Vorzüge im Vergleich mit den natürlichen Zahlenbezeichnungen hat. Möglich ist auch, daß sie sich im telegraphischen Verkehr bewähren könnte. Aber weiter wird sie es kaum bringen. Und am allerwenigsten in Oesterreich, denn dort würde nur neben den bereits bestehenden Sprachstreitigkeiten noch eine neue um die „Telelaba“ entstehen. . . . Es gibt eben innerhalb der österreichischen Grenzpfähle noch vielerlei zu vollbringen, ehe man an die Beseitigung der Unbequemlichkeiten im Telephonverkehr durch „Telelaba“ gehen kann.